

Der zweite Brief eine befremdende Welt betreffend

Lieber Freund!

Ökumenische Zusammenkünfte sind wie Hilton-Hotels. Sie sind in der ganzen Welt einander ähnlich wie ein Ei dem anderen. Die besondere Szenerie kommt nur als Hintergrund in Betracht, als Kulisse, als Ausflugsziel für die freien Stunden. Man hat im übrigen nicht viele freie Stunden. Entsprechend ihrer Herkunft im angelsächsischen Kulturbereich ist die ökumenische Bewegung überall auf der Welt gut für puritanischen Fleiß. An den Abenden wird grundsätzlich gearbeitet, an den Sonntagen meist auch. Gelegentlich findet ein Empfang statt, ein Trip in die Umgebung. Dann sieht man ein Stück Lokalkolorit – meist durch die Fenster eines Busses.

Es ist also irreführend, wenn ich sage: Ich fuhr nach Löwen (Louvain/Leuven). Ich war gar nicht in Löwen. Ich war auf einer Konferenz von „Glauben und Kirchenverfassung“¹². Diese Konferenz war zufällig in der belgischen Universitätsstadt Löwen, genauer in Heverlee bei Löwen, im Kolleg der flämisch sprechenden Jesuiten.

1.

Löwen, die alte Hauptstadt Brabants, ist ein wunderschöner alter Platz in der zweisprachigen Zone Belgiens. Ein Deutscher kommt nicht recht dazu, sich der Schönheit zu freuen. Denn die Stadt ist im Mai 1940 von den deutschen Armeen teilweise zerbombt und zerschossen worden. Allein die Universitätsbibliothek verlor annähernd eine Million zum Teil unersetzlicher Bücher. Das ist nicht vergessen.

Die ökumenische Bewegung ist übrigens auch sonst noch heute eine fortgesetzte Demutsübung für Deutsche, so wie neuerdings auch für US-Amerikaner. Grade weil es unter Ökumenikern immer so brüderlich und freundschaftlich zugeht, spürt man besonders nachdrücklich den „nichttheologischen Faktor“ einer anhaltenden Reserve gegen die häßlichen Deutschen und die häßlichen Amerikaner. Sie sind auch Brüder, natürlich. Daß diese beiden Sorten Brüder, vielmehr ihre Kirchen, heute den Ökumenischen Rat nahezu allein finanzieren, hilft auch nicht sonderlich. Niemand hat Auschwitz vergessen, niemand vergißt Vietnam – außer den Schuldigen und vielleicht den Jungen. Aber die Jungen haben ja genaugenommen auch nicht vergessen, sondern nur nicht erfahren und nicht begriffen.

Ich war fast erleichtert, daß der Sonntagsausflug, an dem ich teilnahm, nach Waterloo führte. Der gewaltige Löwe auf dem künstlichen Berg, den man der Schlacht zum Gedenken aufgehäuft hat, blickt nicht nach Deutschland, sondern nach Frankreich. Auf dem Rückweg von Waterloo holte uns die deutsche Vergangenheit dann wieder ein. Wir machten Station in Nivelles. Die Kirche dort ist neben vielem anderen auch durch den letzten Krieg zerstört. Ich sprach mit dem Konservator, der zufällig anwesend war. Er ist den Deutschen insgeheim dankbar. Denn durch die Zerstörung wurden im Fundament kostbare Reste eines präromanischen Kloster- und Kirchbaus zugänglich, erbaut über dem Grab der Heiligen Gertrud von Nivelles, siebentes Jahrhundert.

II.

Das Thema der Konferenz „Einheit der Kirche – Einheit der Menschheit“ ausgerechnet in Löwen zu verhandeln, entbehrt nicht eines pikanten Reizes. Denn in Belgien führt der Sprachenstreit zur Trennung von lange Zusammengehörigem. Die Katholische Universität, gegründet 1425, ist in der Trennung begriffen, die flämische Zelle bleibt in Löwen, die französische Zelle erhält eine neue moderne Arbeitsstätte. Selbst die flämisch sprechenden und die französisch sprechenden Jesuiten leben in getrennten Häusern. Ich sprach einen der flämischen Patres auf dies Problem an. Er meinte zögernd: vielleicht seien gerade diese Trennungen ein Schritt zur wirksamen Einheit. Erst seit es an der Universität nicht mehr ständig um Positionen und Paritäten gehe, sei das Klima wirklich konstruktiv und kooperativ.

Ein Unterricht zum Thema Einheit. Die Einheit, die verloren ging, war die Einheit der Ungleichen. Flämisch war eine Sprache von Unterprivilegierten, vornehmlich von Bauern und Arbeitern. Die Herren, die Eigentümer und die Gebildeten sprachen mehrheitlich französisch, und wer französisch sprach, hatte die besseren Chancen. Der Sprachenstreit ist zu einem erheblichen Teil ein Klassenkonflikt und die alte Einheit vor allem eine Einheit zugunsten der Oberklassen. Was im Großen gilt, für die weltweite Auseinandersetzung der sogenannten „Weißen“ mit den sogenannten „Farbigen“, der Entwicklungsländer mit den Industriegesellschaften, das gilt auch für die lokalen Konflikte. Die neue Einheit, die wirkliche Einheit, die Einheit der Gleichen, nein, die Einheit derer, die in ihrer Verschiedenheit gleichen Rechts sind, gibt es nur um den Preis einer Umverteilung der Macht, eines Ausgleichs in den Chancen. Und das heißt: Trennung des schlecht, weil latent gewaltsam Ge-einten, Ermöglichung der Konfrontation um einer künftigen besseren Einheit willen. Wieviel an dieser Formel ist wahr auch für die Kirchen?

III.

„Glauben und Kirchenverfassung“ war das erstmal mit einer so repräsentativen und gewichtigen Unternehmung bei einer Institution der römischen Kirche zu Gast. Die flämischen Jesuiten waren vorzügliche Gastgeber, gelegentlich verschreckt durch den Lärm, den runde vierhundert Ökumeniker,

Erzbischöfe wie Theologiestudenten, zu produzieren vermögen, amüsiert über einen unerwartet hohen Weinverbrauch, ernsthaft beunruhigt eigentlich nur durch zwei Dinge: durch das hohe Maß an theologischer und anderweitiger Inkompetenz, das auch in einer so illustren Versammlung der Weltchristenheit sichtbar war, und durch den eher konservativen Geist, der die Arbeit beherrschte.

Ich hatte zwei intensive Gespräche mit Patres von Heverlee, die im wesentlichen die undankbare Arbeit ökumenischer Stewards taten. Der eine war ein Luther-Spezialist, der andere ein Kenner der marxistischen Klassiker. Beide lachten gern und schimpften mit Hingabe. Sie schimpften vor allem über die nachkonziliare Ängstlichkeit ihrer eigenen Hierarchie und die Basisferne des Ökumenismus, dem sie in uns begegneten. Sie waren beide Radikale, im guten Sinne des Wortes, Leute, die der Wahrheit und ihrer Beschädigung auf den Grund und an die Wurzel gehen wollten.

Auch das ein Schlaglicht auf das Thema der Konferenz. Die Einheit der Kirche entscheidet sich nicht mehr nur an den traditionellen Bruchlinien konfessioneller, nationaler, positioneller Gegensätze, so wichtig diese auch immer noch sind. Der tiefste Riß trennt die Träumer von den Rechnern, die Bestandswahrer von den Neuerern, die Ordnungsliebenden von den Freiheitsliebenden. Und das ist ein Riß, der durch jede Konfession, jede Kirche, jede Gemeinde, überhaupt jede menschliche Gruppierung verläuft. Auch geht es letztlich nicht nur um grundverschiedene Einstellungen und Meinungen, sondern um eine elementare Unvereinbarkeit der Weltverfassung. Die beiden Gruppen hören und sehen verschieden, dieselbe Wirklichkeit fühlt sich für sie ganz verschieden an. Auch ist es eine vorletzte Wahrheit, dies sei ein Generationsproblem, ein Problem zwischen denen, die schon Verantwortung tragen, und denen, die sich Träume noch leisten können. Die beiden Päpste des II. Vatikanum trugen die gleiche Verantwortung, sie waren beide Greise und beide Konservative in des Wortes doppelter Bedeutung. In ihrem Weltgefühl waren sie unterschieden wie Tag und Nacht. Manchmal fragt man sich, ob es sich bei dieser Trennung nicht um eine Art Mutationschwelle handelt, um eine Veränderung in der Struktur des Wahrnehmungsapparates. Die Patres von Heverlee lebten deutlich jenseits, ein Großteil ihrer Gäste diesseits dieser Schwelle. Wertungen vergehen einem mehr und mehr. Aber: Welche Einheit gibt es zwischen Ungleichzeitigen?

IV.

Die Kommission war nicht nur bei Katholiken zu Gast, sie arbeitete aufgrund eines Beschlusses von Uppsala zum erstenmal mit einer Gruppe von römisch-katholischen Vollmitgliedern. Zwar scheint die Annäherung zwischen Rom und Genf zu stagnieren, aber das Konzil ist nicht rückgängig gemacht. Es gibt gemeinsame Institutionen. Und es gibt einen auf Dauer gestellten Dialog. Die Vollmitgliedschaft römisch-katholischer Theologen in „Glauben und Kirchenverfassung“ bedeutet noch einmal einen qualitativen Schritt über den formellen Dialog hinaus.

Zwar hat die Kommission ein klar umgrenztes Thema: „Fragen der Glaubenslehre, der Verfassung und des Gottesdienstes zu untersuchen wie auch die damit verbundenen sozialen, kulturellen, politischen, rassischen und anderen Faktoren in ihrer Bedeutung für die Einheit der Kirche“ (Satzung 3b)¹³. Sie ist ein Forum theologischer Auseinandersetzung und Zusammenarbeit in Sachen Einheit der Kirche. Aber wie manche andere Einrichtung der ökumenischen Bewegung ist sie de facto mehr als de jure. De facto ist sie eine der Hauptwerkstätten der ökumenischen Theologie. Sie macht nicht nur theologische Aufräumungsarbeiten. Sie baut an einem Konsensus. Sie entwirft (zusammen mit anderen Abteilungen des ÖRK, zum Beispiel „Kirche und Gesellschaft“) die Theorie einer Weltgemeinschaft von Kirchen, die zwar festhält an ihrer strategischen Formel, sie sei selbst nicht Kirche in irgendeinem präzisen und präzisierbaren Sinn (Toronto 1950), die aber ganz zweifellos ekklesiale Realität hat. Und an der Theologie dieser Gemeinschaft, am Konsensus dieser Gemeinschaft arbeiten offiziell vom Einheitssekretariat in Rom ernannte römisch-katholische Theologen hinfort mit.

Was das bedeutet, kann man verschieden ausdrücken. Als „Glauben und Kirchenverfassung“¹⁴ 1920 in Genf gegründet wurde, sagte der geistige Vater der Bewegung, Charles H. Brent: „Ich glaube nicht, daß es seit der Spaltung der Kirche vor langen Jahrhunderten je eine so repräsentative Versammlung wie diese gegeben hat, mit dem einzigen Ziel, das zu tun, was der sichtbaren Einheit der Kirche dient.“¹⁵ Anwesend waren damals Vertreter aus 40 Ländern und 70 Kirchen. Seither gab es ein rasches, ununterbrochenes Wachstum. Und was Brent von Genf 1920 sagte, galt von Löwen 1971 in einem mit der Ursprungslage kaum noch vergleichbaren Sinn. Denn mit den Vertretern der römischen Kirche standen die hier versammelten Theologen sicherlich für mehr als 90 Prozent der Weltchristenheit oder doch ihre religiösen Organisationen und ihr Denken.

Man kann auch sagen: Zum erstenmal in der Geschichte der ökumenischen Bewegung sind bei einer ökumenischen Konferenz die wahren Mehrheitsverhältnisse in der Weltchristenheit einigermaßen sauber dargestellt gewesen: die Kirchen des „katholischen“ Typs (Orthodoxie, Rom, die Anglikanische Kommunion) den protestantischen Flügel weit überwiegend. Zahlenmäßig stimmte es zwar auch in Löwen noch nicht, denn sonst hätte die Mehrheit der Teilnehmer aus der römischen Kirche kommen müssen, und das verhindern die ökumenischen Zahlenspiele. Immerhin, ein erstes Mal waren die großen Traditionen des Christentums von der Orthodoxie bis zur Pfingstbewegung in der ganzen Breite gleichberechtigt und gleichverpflichtet vertreten und miteinander im Spiel.

Nur, derlei statistischer Triumphalismus ist in hohem Grade irreführend. Im Plenum zum Beispiel schwiegen die Vertreter Roms. Und es war ein ominöses Schweigen. Nicht das Schweigen der „Neuen“, das man ja verstehen könnte. Auch nicht das Schweigen mangelnden Interesses oder mangelnden Beteiligtseins. Ich vermute, der Grund war eine tiefreichende Unsicherheit.

V.

Zum einen weiß niemand genau, wer denn die römische Kirche heute eigentlich sei. Belgien liegt nah bei Holland. Auch dort weht ein verhältnismäßig scharfer, reformerischer, der ökumenischen Bewegung günstiger Wind. Das Einheitssekretariat in Rom, das die Vertreter der römisch-katholischen Delegation ernannt, ist demgegenüber viel zurückhaltender, obwohl es seinerseits im Vergleich zu den traditionellen Kräften des Vatikans geradezu eine ökumenische Avantgarde darstellt. Für wen sprechen die römisch-katholischen Theologen, wenn sie bei „Glauben und Kirchenverfassung“ sprechen? Im Grunde weder für diese oder jene Bischofskonferenz noch für das Einheitssekretariat, noch für den Heiligen Stuhl. Sie sind Theologen, und als Theologen sind sie nicht die verantwortlichen Träger des kirchlichen Lehr- und Leitungsamtes. Sie sprechen für sich selbst, im Rahmen einer erheblichen akademischen Freiheit und, auch soweit sie eher konservative Leute sind, aus einem entsprechend fortgeschrittenen Problembewußtsein.

Nun ist das natürlich auch bei den anderen Kommissionsmitgliedern nicht anders. Auch sie sind nur insoweit Vertreter ihrer Kirchen, als diese ihrer Ernennung durch die Vollversammlung des ÖRK zugestimmt haben. In dem, was sie sagen, was sie zur ökumenischen Arbeit beitragen, können auch sie nur sehr begrenzt im Namen ihrer Kirchen sprechen, nämlich nur, soweit sie am Konsensus ihrer Kirchen teilhaben, und in der Hoffnung, daß die Kirchen den Arbeitsergebnissen schließlich zustimmen.

Aber gerade die Vertreter Roms sind nicht gewohnt, in einer transkonfessionellen Öffentlichkeit derart experimentell zu reden und zu arbeiten. Außerdem treten sie zu einer Bewegung hinzu, die seit fünfzig Jahren an der Arbeit ist. Gerade in Löwen zeigte sich stärker als je zuvor, wieweit der ökumenische Konsensus schon fortgeschritten ist, selbst in so zentralen Fragen wie Schrift und Tradition, Amt und Sakramente. Wie verhält sich Rom, wie verhalten sich römisch-katholische Theologen gegenüber diesem Konsensus, wenn sie nun als Vollmitglieder mitzusprechen haben? Übernehmen sie ihn, obwohl er nicht in ihrer Sprache formuliert ist? Oder stellen sie ihn, einfach durch ihr Hinzutreten, wieder von Grund auf in Frage? Lukas Vischer, der Direktor des Genfer Sekretariats für „Glauben und Kirchenverfassung“, hat dies zentrale Problem der neuen Repräsentativität der Kommission in der zurückhaltenden Sprache ökumenischer Diplomatie, aber sehr klar angespielt: „Inwiefern sind die Voraussetzungen der Arbeit . . . verändert worden? Welche neuen Möglichkeiten eröffnet die aktive Teilnahme des römisch-katholischen Denkens? Und umgekehrt: inwiefern werden Übereinstimmungen, die früher erzielt worden sind, dadurch in Frage gestellt? Müssen alte Themen und Fragestellungen jetzt in einem neuen Rahmen behandelt werden?“ (LÖ 204.)

VI.

Das verweist auf die noch tiefer liegende, nie wirklich geklärte Frage, welche Qualität der ökumenische Konsensus überhaupt hat. Da ist einmal der wachsende Pluralismus in den einzelnen Kirchen, auch in der römischen Kirche. Da ist zum anderen die Unklarheit hinsichtlich des Mandats von Kirchenvertretern in ökumenischen Gremien und des Mandats der ökumenischen Bewegung selbst. Die beiden Probleme radikalieren sich gegenseitig. Und es bleibt schlicht zu fragen: Was tut Faith and Order? Was tut die ökumenische Bewegung? Antwort: Sie ist ein – zugegeben: sehr ernsthaftes – Spiel mit einer Möglichkeit. Sie ist – abgesehen von ihrer Funktion als Instrument internationaler Zusammenarbeit – eine Werkstatt, in der Zukunft entworfen, eine Option für die Kirchen erarbeitet wird. Sie ist eine Antizipation.

Wiederum: Das Spiel mit der Möglichkeit erzeugt, wenn man es nur ernsthaft und lange genug spielt, Wirklichkeit. Der Ökumenismus ist schlechterdings nicht rückgängig zu machen. Eine Kirche kann aus der Bewegung organisatorisch wieder ausscheiden, wie etwa die Burenkirchen Südafrikas. Aus dem ökumenischen Sog kommen sie so aber nicht mehr heraus.

Das ist es, was, wie ich vermute, die römisch-katholischen Theologen schweigen machte. Ihre Kirche nimmt Worte in gewisser Weise viel ernster als die Kirchen des Wortes. Für sie sind Worte Rechtsakte, jedenfalls unter bestimmten Bedingungen. Und auch das Spiel mit der Möglichkeit solcher Worte wirft bereits Rechtsprobleme auf. Die Wahrheit ist: Wenn Rom das ökumenische Spiel ernsthaft mitzuspielen beginnt, hört es endgültig auf, ein Spiel zu sein. Weil die anderen Kirchen die Frage der Autorität sehr viel offener lassen, können sie unbeschwerter spielen und meinen, sie seien noch nicht voll verpflichtet. Roma locuta ludus finitus.

VII.

Ich nahm teil an einem Ausschuß, der mir ein völlig neues „Ökumene-Gefühl“ gab. In den Ausschüssen nämlich schwiegen die Vertreter Roms nicht. Und auf einmal – das lag freilich auch an den Verhandlungsgegenständen – waren die Vertreter der protestantischen Theologien in einer deutlichen Minderheit. Die Diskussion spielte auf weite Strecken fast ausschließlich zwischen den Orthodoxen, den Katholiken und den Anglikanern. Plötzlich klangen die Voten der Protestanten wie Randbemerkungen. Ich beobachtete, daß meine Reaktionen merkwürdig ambivalent waren. Einerseits dachte ich: Endlich! Endlich hört die ökumenische Bewegung auf, eine inner-evangelische Auseinandersetzung mit orthodoxen Fußnoten zu sein! Endlich bestimmt die bislang schweigende Mehrheit die Diskussion. Andererseits fragte ich mich: Was wird nun werden? Wird die Reformation durch Mehrheitsvotum rückgängig gemacht?

Dann sah ich, daß ich einer akustischen Täuschung aufsaß. Die Mehrheit sprach, aber ihre Verhandlungssprache war Englisch. Sie sprach, aber indem sie sprach, unterwarf sie sich protestantischen Sprach- und Denkstrukturen,

protestantischer Welterfahrung, protestantischem Problembewußtsein. Zudem: Die da sprachen, waren alle Grenzgänger. Die konfessionellen Grenzregelungen stimmen ja alle nicht mehr. Das Erbe der Reformation ist zu einem nicht geringen Teil in Rom, Konstantinopel und Moskau aufgehoben, und zwar gut aufgehoben. Und es gibt in den protestantischen Kirchen einen ‚Katholizismus‘ erster und zweiter Hand, der zunehmend an Boden gewinnt.

VIII.

Als dann der Ausschuß daran ging, den wichtigsten Text auszuarbeiten, den Löwen hervorgebracht hat, den Text über „Konziliarität“ (s. S. 204), waren die alten Verhältnisse vollends wiederhergestellt. Nicht, als wäre dieser Text ein spezifisch protestantischer Text im Sinne eines besonderen gemeinprotestantischen Denkstils. Nein, es ist in Wahrheit der Text eines einzelnen, eines ökumenischen Charismatikers, der der ökumenischen Bewegung schon in Neu-Delhi (1961) die wichtigsten Formeln vorgesagt hat. Natürlich, das Thema der Konziliarität war schon seit Jahren angespielt. Und der Ausschuß hat an dieser Vorlage gearbeitet, gefeilt, gestrichen, korrigiert. Es ist zweifellos ein Konsensustext.

Dennoch ist das ein weiteres Problem der ökumenischen Bewegung: sie hat immer von Charismatikern gelebt, und sie tut es noch, in einem viel höheren Maße als die Mitgliedskirchen. In jeder ökumenischen Begegnung gibt es Drahtzieher und Hinterbänkler, dazwischen wenig. Man kann die Geschichte des Ökumenismus in der Form von drei bis vier Dutzend Biographien schreiben und wird sie dadurch nicht allzusehr verzerren. Darin liegt nichts Negatives. Auch die altkirchlichen Konzile werden viel stärker von solchen charismatischen Einzelnen beherrscht gewesen sein, als man heute an den Konsensus-Texten erkennen kann. Irgend jemand muß schließlich auch das Nicänum „gedrahtet“ haben.

IX.

Trotzdem: Immer rätselhafter wird, was die Grundformel seit Amsterdam, die ökumenische Bewegung sei eine Bewegung der Kirchen, eigentlich bedeutet. Die Kirchen sind Mitglieder des Rates, aber merkwürdig entpflichtete oder doch jedenfalls noch nicht voll verpflichtete Mitglieder. Ihre Vertreter in den ökumenischen Gremien haben ein Mandat der Kirchen, aber ein sehr diffuses: sie können viel sagen, aber es ändert und bewirkt wenig, jedenfalls offiziell. Der ökumenische Konsensus ist beträchtlich, aber er steht in der Sprachform des Eventualis. Die Bewegung vertritt irgendwie eine Milliarde Christen, aber alle ihre Durchbrüche stehen auf dem Engagement und dem Einfallsreichtum von ganz wenigen charismatischen Führern.

Die ökumenische Bewegung ist eine Art Tagtraum weniger für die vielen, und die Frage, ob dieser Tagtraum letztlich ein Wahrtraum oder eine Illusion gewesen sein wird, muß vorerst offenbleiben.

Daß er unabsehbare Wirkungen hat, heute schon und überall auf der Welt, läßt sich keinesfalls bestreiten. Dieser Traum hat wahrscheinlich Tau-

sende von Leben gerettet, Millionen Flüchtlinge beherbergt, Kranke geheilt bis hinein in das Herz des Dschungels, Schulen und Universitäten errichtet, Friedensverhandlungen ermöglicht, auch wo heute niemand mehr davon spricht. Dieser Traum hat Sprache produziert für die ganze Menschheit, ohne ihn gäbe es zum Beispiel den wichtigsten Konsensustext dieses Jahrhunderts nicht: die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte¹⁶. Dieser Traum hat auch viele Christen und ihre Organisationen grundlegend verändert, wenn auch auf eine merkwürdig ungreifbare Weise. Sie denken anders, sie fühlen anders, sie handeln anders, sie streiten sich anders, sie geben ihr Geld anders aus, ihre Wertskalen und Prioritäten haben sich verändert.

Die Veränderung kann man greifen, das Verändernde kaum. Ein paar tausend Menschen haben Reisen gemacht und an internationalen Begegnungen teilgenommen. Riesige Bibliotheken sind von Ökumenikern seit 1910 produziert worden. Sie stauben allmählich ein und werden wenig gebraucht. In den Büchern findet man das Verändernde nicht, jedenfalls nicht auf den ersten Blick, auch nicht in den Büchern von „Glauben und Kirchenverfassung“. Was bewegt die ökumenische Bewegung?

X.

Immer aufs neue quälend ist das gottesdienstliche Leben einer ökumenischen Konferenz. Dabei fängt das ökumenische Erleben eines Menschen zweifellos gerade hier an, bei der Erfahrung des gemeinsam gesprochenen Vaterunsers, der unbestreitbaren Heimatlichkeit auch der fremdesten liturgischen Tradition. Ist der erste Schock der Fremdheit überwunden, dann weiß man: Die Grundstruktur der Liturgie ist weltweit dieselbe, immer noch. Die Spiritualität der tausend Christentümer lebt von ein und derselben Verheißung und äußert sich in denselben Symbolen, Gesten, Ritualen, Bedürfnissen, Voreingenommenheiten, Leiden und Ekstasen. Es gibt ein Kontinuum religiöser Erfahrung und symbolischer Interaktion von den Erzvätern über den Jüngerkreis Jesu bis zu den christlichen Gemeinden unserer Zeit, wo sie sich auch versammeln.

Eben darum wird das liturgische Protokoll der ökumenischen Bewegung von Mal zu Mal unerträglicher. Man gibt interkonfessionelle Empfänge und macht interkonfessionelle Visiten, man besucht eine Art liturgiegeschichtlicher Ausstellung: hier ein Saal voll byzantinischer Ikonen, dort ein Saal mit unvollendeten Werken des Reformkatholizismus, zum Schluß die große Vorkhalle mit den kaum sinnvoll zu katalogisierenden, immer ein wenig zusammengestoppelt wirkenden Schätzen evangelischer Frömmigkeit. Und überall sind einige ausgeschlossen oder schließen sich selber aus. Man ist eins in einem Kontinuum der Spiritualität, trotz unendlicher, nahezu gegensätzlicher Ausdifferenzierungen, aber die Gemeinschaft, die bei ökumenischen Treffen tatsächlich vollzogen wird, ist die einer ästhetisierenden Scheinpartizipation auf dem Umweg über historisches Einfühlungsvermögen.

XI.

Man geht zu einer orthodoxen Liturgie, barmherzig verkürzt zugunsten protestantischer Konzentrationsschwäche, ärgert sich über die Männerchortradition des 19. Jahrhunderts, die mit der liturgischen Klassik der alten Kirche so schlecht zusammenklingt, sucht sich mühsam seinen Weg durch die auf schlechtem Papier vervielfältigten Texte, um doch wenigstens ein Stückweit dabeizusein, und freut sich darüber, daß nach der Eucharistie wenigstens das Brot der Armen an die Außenstehenden verteilt wird: eine Art Interkommunion durch die Hintertür.

Man ist tagelang unruhig, weil das Gerücht umgeht, der reformgesonnene Kardinal werde einen Weg finden, um die sonntägliche Messe für alle zu öffnen. Man sieht nicht, wie das gelingen soll, und hofft doch, weil man auf den Durchbruch wartet.

Die offene Messe findet dann natürlich doch nicht statt. Die Bischöfe tauschen den Friedenskuß, ohne daß auf Sukzession oder Sukzessionslosigkeit Rücksicht genommen wird – Titel genügt. Dann folgt die Gemeinde. Im übrigen: ein Gottesdienst, so makellos, so strahlend wie die einheitlich weißen, völlig pomplosen Gewänder der Zelebranten. Mit Ausnahme zweier oder dreier Gebetsformulierungen kann man das alles mitvollziehen. Und man möchte es mitvollziehen, nicht aus Sentimentalität, nicht aus Einheitsnostalgie, sondern weil es authentisch ist, würdig, voller wirklicher Spannung, nicht „modern“, sondern aktuell, ebenso frei von subjektivistischer Willkür wie von ritualistischer Erstarrung; weil man sich denken kann, da hineinzuwachsen; weil man diesen Kardinal als einen Bischof der einen Kirche wie selbstverständlich anerkennt und in Anspruch und beim Wort nehmen möchte. Aber man wird in die Rolle des Zuschauers bei einer Aufführung abgedrängt, man ist nicht ganz „in“ und nicht ganz „out“. Man würde sich die Funktion des Katechumenen, der nach dem Wortgottesdienst nach Hause geschickt wird, ja vielleicht sogar gefallen lassen, wenn denn Arkandisziplin herrschen soll. Das wäre doch wenigstens ein ernsthafter Vorgang, zumal Schülersein im Christentum von Jesus an eine gewisse Tradition hat. Aber man wird nicht nach Hause geschickt, man darf gern zusehen, wie die andern ihre Feste feiern, nur leider, ein Platz am Tisch ist da nicht. Und so wird aus dem Ernst ein Spiel, ein Mysterienspiel, von einigen vor anderen inszeniert. Was authentisch war, verliert sekundär seine Authentizität. Und man starrt mit einiger Bitterkeit auf die Entschuldigungsformel, die vorsorglich auf den Gottesdienstzettel gedruckt ist, auf Seite 1, versteht sich, außerhalb des Formulars: „Da der gegenwärtige Stand der ökumenischen Entwicklung es uns noch nicht erlaubt, an dem einen Tisch des Herrn gemeinsam zu kommunizieren, wollen wir unsere Traurigkeit darbringen, damit der Herr den Tag rascher herbeiführe, da alle Christen imstande sein werden, ihre Versöhnung untereinander in Christus zu manifestieren und der Welt ein sichtbares Zeichen ihrer Bruderschaft darzubringen, erfüllt und erfahren in der einen und selben Eucharistie des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe.“¹⁷

Die eucharistische Theologie, die in der ökumenischen Bewegung mehr und mehr beschworen wird, schließt alles zusammen, Himmel und Erde, Vergangenheit, Gegenwart, zeitliche und ewige Zukunft, den Geist und das Material, das Herz und den Kosmos. Nur leider, Stiefbrüder sind vorerst nicht zugelassen.

XII.

Man hofft auf die Jungen, denen gelegentlich etwas einfällt. Sie machen einen Morgengottesdienst vor dem Kolleg auf dem Rasen. Aber das ist eher noch schlimmer als alles andere. Man steht im großen Kreis. Man singt ein bißchen religiöse Folklore in Rhythmen, die vor zwanzig Jahren modern waren. Man grüßt sich mit einer ganz alten Formel, die nicht erschlossen wird. Man bekommt dann eine dramatische Darstellung dessen, „was uns trennt“, vorgeführt und soll sich mit seinem Nachbarn über die Exkommunikation unterhalten, die wir ständig aneinander üben (ich stand neben einem Bischof der griechischen Kirche; wir waren uns einig: auch unbeholfene Ersatzlösungen wie diese haben exkommunizierende Wirkung!). Dann ein unfehlbar alle rührendes und anrührendes Gebet, eine Art ökumenischer Schlager: das Friedensgebet des Franziskus. Es geht Brot im Kreis herum, einer gibt es dem andern, aber das Frühstück ist schon gewesen, und das Brot ist schwer zu kauen und zu schlucken ohne Getränk. Ein Lied – We are One in the Spirit! – und der Friedenskuß bilden den Abschluß.

Gut gemeint, das alles, aber es fehlte jene strenge Authentizität der Messe ebenso wie die ekstatische Authentizität der eucharistischen Mähler bei den Bürgerrechts- und Ostermärschen, wo man das Brot teilt, weil man bei derselben wichtigen Sache hungrig geworden ist und weil es geteilt besser schmeckt, nicht weil man Ersatzsymbole für Symbole sucht.

Meine einzige eucharistische Erfahrung in Löwen, abgesehen von solchen, die nicht im Programm vorgesehen waren: das Abendessen nach Abschluß der Konferenz. Es war ein Essen mit Schriftlesung, Lied und Gebet. Aber das war es nicht, was diese Mahlzeit für mich zu einem Akt vollzogener Versöhnung, des Zusammengeschlossenwerdens über alle Grenzen hinweg machte. Vielmehr saß ich neben einem katholischen Kleriker aus Indien, einem sehr dunklen und sanften Mann, und er erzählte mir die Geschichte von „Yudhishtiras letzter Erprobung“ aus der Mahabharata, von jenem heiligen Mann, der sich weigert, ins Paradies einzutreten, weil er seinen Hund, den er liebt, zurücklassen soll. Keine christliche Geschichte, aber eine erbauliche Geschichte. Mir hat immer scheinen wollen, die religiösen Traditionen Asiens hätten mindestens dies eine den christlichen voraus, daß die Solidarität nicht endet, wo das Menschsein endet: auch Tiere sind brüderliche Geschöpfe.

XIII.

Die gelebte Solidarität hatte im übrigen in Löwen ihre sehr natürlichen Grenzen. Ökumenische Treffen sind oft genug merkwürdig weltlos. Ihr Pro-

gramm nimmt keine Rücksicht auf die Zeiten der Nachrichtensendungen im Fernsehen. Man ist meist zu müde, um ordentlich Zeitung zu lesen. Die Umwelt liegt wie hinter einer Glaswand. Bei anderen Gelegenheiten sorgt wenigstens die Präsenz einer meist ungedulden und ärgerlichen Jugenddelegation dafür, daß ein gewisses Maß von Welt über die kirchliche Tagesordnung hinwegschwappt. In Löwen fehlte diese Delegation.

Dabei stand das Weltgeschehen draußen wahrlich nicht still. Eine Rakete war zwischen Mond und Erde unterwegs, was immer die Bedeutung dieser technologischen Hochleistungswettbewerbe sein mag. Auf dem indischen Subkontinent standen die Zeichen auf Krieg, die Flüchtlingszahlen aus Ostbengalen lagen bei acht Millionen. In Irland zelebrierte die Anti-Ökumene ihren blutigen politischen Gottesdienst. Stoff war genug für welthaltigere theologische Diskussionen und politische Nachtgebete.

Es war einfach keine Zeit dazu und keine Aufmerksamkeit vorhanden. Ich stand dabei, als zwei Kirchenführer aus Indien mit einem Bischof aus Pakistan diskutierten, nach Tisch, vor der Siesta. Es war schon ein ehrliches Gespräch, man ersparte sich gegenseitig die scharfe Wahrheit durchaus nicht. Aber es war die Wahrheit der Staaten, die im Streit lagen, nicht der Kirchen, die das Amt der Versöhnung für sich in Anspruch nehmen. Nach dem Ersten Weltkrieg war es diese parteiische Wahrheit der Staaten, an der die junge ökumenische Bewegung fast zerbrach. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das schon anders. Heute übersteht ökumenische Gemeinschaft sogar die Revolution und den Bürgerkrieg. Aber sie übersteht ihn eben nur in der Gestalt einer Ökumene der gemeinsamen Schuld, der Ratlosigkeit und des beschämten Eingeständnisses der Ohnmacht. Es ist keine Frage der Zahl; ein Prozent Christen auf dem indischen Subkontinent könnte sehr wohl für einen Frieden in Gerechtigkeit zu Buch schlagen oder doch zumindest für den Nichtkrieg und das Offenhalten politischer Lösungen. Aber das Christentum, das wir gelernt und die Völker der Erde gelehrt haben, ist nicht von der Art, daß es sich in kurzer Zeit für einen bestimmten Frieden, für einen bestimmten Widerstand gegen die militärische Lösung organisieren ließe. Die ökumenische Zeit ist meist erst die Nachkriegszeit, wenn es um Flüchtlingsdienst geht, um Wiederaufbau, um die Heilung der Wunden und das Abtragen der Haß-Schranken. Und das ist ja nicht wenig¹⁸.

XIV.

Eine befremdende Welt – diese ökumenische Welt. Zweifellos hat sie ihr Liebenswertes, ihr Begeisterndes zuweilen. Wer jemals auf Konferenzen der Vereinten Nationen oder ihrer Unterorganisationen war, weiß: Es ist ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die wirkliche Welt, das alltägliche Leben ist, seltsam genug, bei den Vereinten Nationen noch viel weiter weg, die Kommunikation unendlich viel schwieriger. Völkerrecht mag nationales Recht brechen, in der Theorie jedenfalls. Tatsächlich aber läßt es der Fetisch nationaler Souveränität zu einer wirksamen, machterfüllten internationalen Solidarität, die dann auch Recht setzen und durchsetzen könnte, meist gar nicht erst

kommen. Die Vereinten Nationen sind in Wahrheit noch keine „Völkergemeinschaft“, sondern ein multilaterales System kontrollierter Rivalitäten. Dieses System ist immer noch, wie Kohnstamm einst meinte¹⁹, eher ein Dschungel, in dem die Nationen einander umkreisen wie ängstlich-aggressive wilde Tiere, wenn es auch Ansätze einer Verkehrsordnung gibt für sehr schmale Verbindungswege.

Bei den Kirchen ist es völlig anders. Das Problem der ökumenischen Bewegung ist nicht das Problem der Völker, daß bereits formulierte Regeln und errichtete Institutionen nicht mit Leben gefüllt werden können, sondern ganz im Gegenteil, daß eine bereits bestehende und praktizierte transkonfessionelle und transnationale Solidarität vorerst noch nicht den Mut und die Kraft findet, sich ernsthaft und verbindlich zu institutionalisieren. Ökumenische Begegnungen sind internationalen Wissenschaftskongressen ähnlicher als UN-Konferenzen. Aber sie enthalten noch unendlich viel mehr Kontaktchancen als selbst Wissenschaftskongresse. „Bruderschaft“ ist mehr als kollegiale Verbundenheit.

Aber es ist gleichsam viel zuweit von Löwen nach Löwen, von Heverlee nach Heverlee, das heißt vom ökumenischen Gespräch der Kirchenmänner zur Auseinandersetzung der Bürger, obwohl doch die Kirchenmänner auch Bürger und die Bürger zum Teil auch Kirchenmänner sind.

Es ist auch viel zuweit vom ÖRK bis zur Basis der Gemeinden, von „Glauben und Kirchenverfassung“ bis zu den Orten, wo konkret geglaubt und in verfaßten Kirchen gelebt werden muß.

Es ist viel zuweit von den runden Tischen, an denen über Einheit diskutiert, an denen Einheit wenigstens als Option, als Möglichkeit erwogen und formuliert wird, bis zu den Fronten alltäglichen Lebens, wo Einheit gebraucht, gesucht, ersehnt und erbetet wird, wo wirkliche Menschen in wirklichen Konflikten lern-, liebes- und lebensunfähig werden.

Es ist nach allen Richtungen hin viel zuweit. Und irgendwo auf den weiten Transportwegen verliert sich der konkrete Sinn und die Kommunizierbarkeit der Probleme, der Einsichten und der Botschaften hinüber und herüber.

Ökumeniker haben geteilte Herzen. Soweit sie mit dem Herzen dabei sind im ökumenischen Prozeß, sind sie befremdet und gestört durch die Widerständigkeit der Wirklichkeit gegen ihre ökumenische Bearbeitung. Soweit ihr Herz daheimbleibt, wo man lebt, sind sie befremdet durch die Weltferne des ökumenischen Vorgangs. Dieses doppelte Relevanzproblem wird ökumenisch anders und stärker erlebt als gemeinhin vom Christen im Alltag, der ja auch ständig mit der Frage zu kämpfen hat, wie er auf dem Weg in die Kirche und von der Kirche nach Hause mit sich selbst identisch ist und identisch bleibt. Denn was der Christ alltäglich erfährt, ist teils die entfremdende Macht der Sünde, teils die mangelnde Gleichzeitigkeit innenkirchlichen Lebens, Denkens und Redens mit dem Leben, Denken und Reden in der Säkularität. Beides ist quälend genug, aber es ist die von ihm immer schon akzeptierte Bedingung christlicher Existenz.

Das Befremdliche ökumenischer Erfahrung aber ist ein dritter Aspekt. Die ökumenische Bewegung ist die antizipierte Zukunft der Christenheit. Womit man sich quält, das ist die alte Frage, wie Ende und Anfang sich verknüpfen lassen, wie der ökumenische Anfang mit dem Ende des parochialen Christentums konkret zusammengehört, wie das ineinandergreift, so daß man handeln kann. Denn die ökumenische Zukunft ist ja nicht die eschatologische Zukunft der Christenheit, der gegenüber die Verknüpfung von Ende und Anfang ein unlösbares, ein nur eschatologisch, das heißt von Gott lösbares Problem darstellt. Diese ökumenische Zukunft muß real verknüpfbar sein, oder sie ist nicht meine Zukunft.

Als ein vorerst Befremdeter grüßt Sie Ihr L.